

Die Folgen transnationaler Verortungen

In diesem Kapitel werden die Folgen von Migration und transnationaler Verortungen für die gesellschaftliche Inkorporation sowie für die persönliche Lebensbilanz von Migranten untersucht. Zunächst wird der Verlauf der gesellschaftlichen Inkorporation in beruflicher und sozialer Hinsicht betrachtet. Dabei ist es vor allem von Interesse, von welchen Einflussfaktoren gesellschaftliche Inkorporationsprozesse abhängig sind. Danach werden die Folgen von Migrationereignissen für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung der Migranten thematisiert und Ursachen für unterschiedliche Verarbeitungsmuster der Migrationserfahrung untersucht. Schließlich wird der Frage nachgegangen, ob die Migranten durch ihre interkulturelle Erfahrung und die Notwendigkeit, eigene Positionen zu relativieren und neu zu bestimmen, einen Kompetenzgewinn erzielen, der sie – wie das teilweise in den theoretischen Erörterungen zur transnationalen Migration angeklungen ist – besser auf das gesellschaftliche Zusammenleben in einer globalisierten Welt vorbereitet, als dies bei Nicht-Migranten der Fall ist.

Gesellschaftliche Inkorporation der Migranten

Berufliche Integration

Berufliche Integrationsmöglichkeiten sind stets ein Produkt aus persönlichen Ressourcen und ihrer Transferierbarkeit, den realen Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt des Ankunftslandes sowie den politischen Rahmenbedingungen, wie z.B. Arbeits- und Aufenthaltsrecht. Im Falle der Leipziger Polen ist die Arbeitsmarktintegration besonders stark von den Rahmenbedingungen zum Zeitpunkt der Zuwanderung abhängig: In der DDR herrschte Arbeitskräfte mangel, was auch für Migranten mit geringen Sprachkenntnissen meist gute Integrationsmöglichkeiten eröffnete. Ein Beispiel für die gelungene berufliche Integration zu DDR-Zeiten ist die Geschichte von Pani Katarzyna, die 1972

durch die Heirat mit einem DDR-Bürger nach Leipzig kam. Mit einem polnischen Krankenschwestern-Diplom und nur geringen Deutschkenntnissen bewarb sie sich in einem Krankenhaus und wurde sofort eingestellt:

»Da war ich sehr zufrieden und durfte ich gleich dann nach dem Monat arbeiten, [...] würde vielleicht gar nicht jetzt passieren, dass ich eingestellt werde, weil ich noch nicht so richtig sprechen konnte, nach ein' Monat, wo ich von Polen kam, da konnt' ich: ich bin, du bist, er, sie, es ist und so Redewendung, die man vom Buche lernt. Äh, ich hab' zwar viel verstanden, aber ich konnte nicht so hergeben und bei der Pflege, ne, hatten se mich einfach mitgezogen und das fand ich ganz toll, dass die mich so einbezogen haben« (Pani Katarzyna).

Andere Heiratsmigranten erlebten anfangs aufgrund ihrer geringen Sprachkenntnisse einen beruflichen Statusverlust, konnten aber mit der Zeit an ihre beruflichen Karrieren in Polen anknüpfen. Pani Joanna z.B., die 1984 nach Leipzig kam, ist ausgebildete Pädagogin und empfand ihre erste Stelle als Kindergartenerzieherin als Herabstufung. Nach kurzer Zeit konnte sie jedoch eine adäquate Position in einer Gehörlosenschule einnehmen, worauf sich eine berufliche Weiterentwicklung anschloss. Heute unterrichtet sie die hörge-schädigten Kinder sogar im Fach Deutsch, eine Tatsache, die sie als Nicht-Muttersprachlerin als besonderen Erfolg wahrnimmt:

»Zuerst habe ich eine Arbeit als Kindergärtnerin angenommen. Und ... ich muss sagen, nach diesen allen Erfolgen, welche ich in meinem Beruf in Warschau hatte, ich hatte damals als Lehrer gearbeitet, war das für mich nicht befriedigend diese Stelle, aber irgendwie, vor allem sprachlich wollte ich mich weiterentwickeln und ich habe einfach ... dort angefangen, um überhaupt den Anfang zu machen. Es war eine schwierige Zeit und ich habe dort ganz kurz gearbeitet [...] weil damals bei dem Gespräch im Schulamt haben sie mir gleich einen Vorschlag gemacht, in einer Gehörlosenschule zu arbeiten, weil ich, äh, zwar Pädagogik studiert habe, aber auch mit verstärkten Gang für Psychologie. [...] Und wahrscheinlich damals haben sie auch sehr wenig Spezialisten gehabt, deshalb haben sie mir gleich ein Angebot gemacht, an dieser Schule zu arbeiten. [...] Und vor vier Jahren habe ich eine ganz große Aufgabe bekommen, [...] eine Klasse für lernbehinderte Kindern als Klassenlehrer [...] mit Deutsch, Sachkunde. Und das war natürlich, äh, eine sehr große Herausforderung für mich. Die deutsche Sprache ist für mich immer noch eine Fremdsprache. Ich habe aber gedacht, es wird mir auch sehr gut tun, diese Aufgabe zu übernehmen, und ich denke, dass das eine richtige Entscheidung war« (Pani Joanna).

Die Wende brachte einen Einschnitt für die in Leipzig ansässigen Polen. Genauso wie die Deutschen waren sie nun von dem Zusammenbruch des ostdeutschen Arbeitsmarktes betroffen, wurden arbeitslos, mussten sich Um-

schulungen unterziehen oder auf der Suche nach einem neuen Arbeitsplatz in den Westen weiterwandern.

»Das, was nach der Wende, sagen wir mal, mit den, mit der Veränderung hier im Osten jetzt stattfindet, das trifft auf uns hier auch zu. Also wir ändern uns auch, verändern uns auch, weil ja ... das Leben anders geworden ist. Und daher kann man schon sagen, so wie sich hier die, die Leipziger insgesamt ändern, so ändert sich auch der kleine Teil der, der Leipziger mit den polnischen Pässen. [...] Weil, die haben ja die gleichen Bedingungen, na. Entweder, sie werden hier arbeitslos und werden genauso umgeschult oder, oder sie ziehen irgendwo hin, wo sie Arbeit finden. [...] Dadurch, dass man ja hier wirklich in die Gesellschaft so eingebunden lebt, unterliegt man denselben Zwängen und, und Veränderungen« (E4).

Für die Zuwanderer zur Wendezeit und danach wurde die berufliche Eingliederung schwieriger. Sie stießen auf einen zusammenbrechenden Arbeitsmarkt, der nur wenige Nischen offen ließ. Vor allem mangelnde Sprachkenntnisse erwiesen sich nun als großes Hindernis. Diese Situation betraf besonders stark jene Migranten, die nicht primär mit dem Motiv der Arbeitssuche nach Deutschland gekommen waren. Pan Ryszard z.B. heiratete 1988 eine Deutsche und zog zu ihr in die DDR. Zunächst war nur ein vorübergehender Aufenthalt geplant, damit seine Ehefrau ihr Studium beenden konnte. Pan Ryszard hatte eine technische Ausbildung in Polen kurz vor dem Abschluss abgebrochen, und da auch seine Deutschkenntnisse schlecht waren, nahm er zunächst eine Arbeit als Briefzusteller bei der Post an. Doch dann kam die politische Wende, wodurch sich für ihn keine weiteren Karrieremöglichkeiten mehr ergaben. Da auch seine Pläne zur Remigration oder Weiterwanderung nicht realisierbar waren, musste er sich mit seiner niedrigen beruflichen Einstufung abfinden.

»Die erste Sache war [...], also, mich hat das eigentlich nicht so sehr interessiert, ich hab gedacht, wir – na ja, weitergehen wir einfach, ne. Und, äh, ... die zweite Sache war, meine Sprachkenntnisse waren schwach zu diesem Zeitpunkt und da hab ich mir gedacht, also ich gehe zur Post für ein Jahr und kann die Sprache lernen. Meine Ausbildung war also technisch, also ich bin Techniker, und mit meinen Sprachkenntnissen konnt' ich da nicht viel zu diesem Zeitpunkt machen und ... wie gesagt, also ich bin zur Post, mit dem Gedanken, also nur ein Jahr und dann mal sehen, und so ist es geblieben. [...] Dann kam die Wende, das war der eine Knackpunkt und irgendwie war ich auch zufrieden [...] Also Post ist ... ich kann damit leben« (Pan Ryszard).

Eine Migrantin kam Mitte der 1990er Jahre nach Leipzig, um zusammen mit einem deutschen Bauunternehmer, mit dem sie sich auch privat liiert hatte, ein polnisch-deutsches Unternehmen zu gründen. Die damalige starke Dyna-

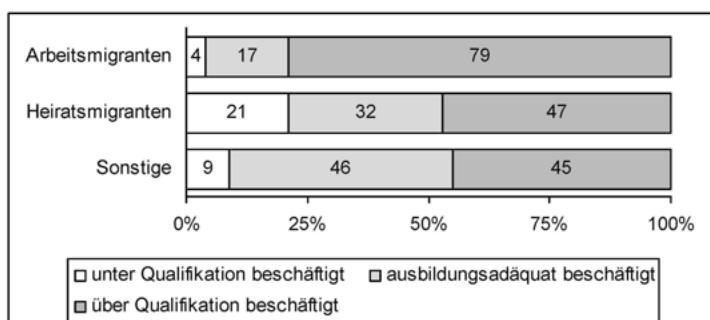
mik im Baugewerbe zog auch weniger potente Unternehmer an, die schlussendlich auf dem Markt nicht bestehen konnten, und so musste Pani Małgorzata in Leipzig ihre geschäftliche Pleite erleben.

»Keine Bezahlung. Nie den Investor nicht bezahlen. Ich habe total pleite, total ruiert, [...] Schulden, mit Material und Maschine und so weiter. Ich habe dramatische Situation. [...] Weil da ist keine Arbeit, keine Essen, keine Wohnung, keine. [...] Ich habe in Tasche 300 D-Mark, was ich aus Polen hab', das ist alles. Keine Arbeit, keine Essen, keine Wohnung. Wohnen in alte Haus, praktisch Ruine. [...] Totaler Horror« (Pani Małgorzata).

Diverse weitere Unternehmungen scheiterten ebenfalls, heute lebt Pani Małgorzata zusammen mit ihrem deutschen Partner von Sozialhilfe.

Andere Migranten waren erfolgreicher, vor allem jene, die über die »passenden« beruflichen Fertigkeiten oder über entsprechende Kontakte verfügten. Dies trifft vor allem auf solche Zuwanderer zu, die sich aktiv für einen (temporären) Arbeitsaufenthalt in Deutschland entschieden und ihre Chancen und Möglichkeiten vorab evaluiert hatten. Die bereits geschilderten Beispiele der schlesischen Baufacharbeiter und des polnischen Restaurators belegen den positiven Verlauf einer derartigen geplanten Arbeitsmigration. Auch aus den Befragungsdaten geht hervor, dass vor allem die Arbeitsmigranten auf dem Arbeitsmarkt gut platziert sind (Abb. 37): Während die überwiegende Mehrheit unter ihnen entsprechend ihrer Berufsqualifikation oder sogar besser positioniert ist, sind unter den Heiratsmigranten nur ein Drittel ausbildungsdäquat und ein Fünftel sogar unterhalb ihrer beruflichen Qualifikation beschäftigt.

Abb. 37: Vergleich von Ausbildungsabschluss und beruflicher Stellung, nach Migrationstyp



Quelle: eigene Erhebung, n = 59

Die späteren 1990er Jahre und vor allem die Zeit nach der Jahrtausendwende brachten aber auch neue Möglichkeiten im Bereich der hoch qualifizierten Beschäftigung. Nicht zuletzt die im Jahr 2000 lancierte Green-Card-Initiative zeigt den wachsenden Bedarf des deutschen Arbeitsmarktes nach der Zuwanderung Hochqualifizierter (vgl. BBMFI 2003: 95). Obgleich Leipzigs Lage in Ostdeutschland nicht unbedingt große Potenziale für den ökonomischen Aufschwung verspricht, entstanden auch hier in den vergangenen Jahren berufliche Chancen für hoch qualifizierte Zuwanderer, die auch genutzt werden, wie die quantitativen Daten zeigen: der Anteil an Zuwanderern mit hoher Qualifikation hat sich nach der politischen Wende deutlich vergrößert. Vor allem die Zuwanderer nach den 1990er Jahren sind ökonomisch erfolgreich, sie bekleideten überwiegend hohe berufliche Ämter (Tab. 26).

Tab. 26: Qualifikation und Stellung im Beruf, nach Zuwanderungsphase

	Bildungsstand (n = 163)			Stellung im Beruf (n = 61)	
	niedrig	mittel	hoch	niedrig/ mittel	hoch/ sehr hoch
Zuwanderung bis 1989	40 %	29 %	31 %	59 %	41 %
Zuwanderung 1990-1999	20 %	29 %	51 %	44 %	56 %
Zuwanderung ab 2000	16 %	33 %	51 %	19 %	81 %

Quelle: eigene Erhebung

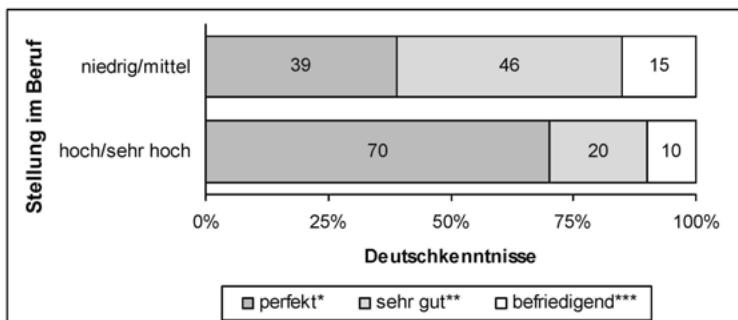
Der Zusammenhang zwischen Zuwanderungsphase, Bildung und Arbeitsmarktintegration kann jedoch ausschließlich für den Typus des Arbeitsmigranten statistisch signifikant nachgewiesen werden: Der Anteil wenig qualifizierter Personen ging von 56 % unter den Zuwanderern vor der politischen Wende auf 0 % bei den Zuwanderern nach der Jahrtausendwende zurück, gleichzeitig stieg der Anteil der Hochqualifizierten von 28 % auf 90 %.¹ Entsprechend veränderte sich die berufliche Platzierung: Während die vor der Wende zugewanderten Arbeitsmigranten zu drei Vierteln niedrige und mittlere Positionen im Beruf einnahmen, finden sich sämtliche nach den 1990er Jahren zugewanderten Arbeitsmigranten in hohen Positionen wieder.² Auch die Bedeutung deutscher Sprachkenntnisse muss noch einmal betont werden.

1 Rs = .622**

2 Rs = .517** Diese Maßzahl ist jedoch mit Unsicherheit behaftet, da über ein Drittel der Migranten keine genaueren Angaben zu ihrer gegenwärtigen beruflichen Tätigkeit machte.

Vor allem für höhere berufliche Positionen scheinen sie nach der politischen Wende unabdingbar: Die Befragten in jenen Positionen verfügen überwiegend über exzellente Deutschkenntnisse, während unter den niedriger Beschäftigten nur zwei Fünftel ein derartiges Sprachniveau erreichen (Abb. 38).

Abb. 38: Deutschkenntnisse, nach Stellung im Beruf (in % der Befragten)



*versteht und spricht perfekt Deutsch, **versteht perfekt und spricht gut Deutsch, ***versteht gut und spricht wenig Deutsch;

Quelle: eigene Erhebung, n = 56

Diese Betrachtung zeigt, wie sehr eine erfolgreiche Arbeitsmarktintegration neben individuellen Fähigkeiten und Motiven der Migranten auch von den politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen abhängt. Unter dem politisch-ökonomischen Regime der DDR herrschten gute berufliche Integrationsmöglichkeiten für alle Migrantengruppen. Seit der politischen Wende regierten jedoch die Gesetze des freien Marktes. Die individuellen Ressourcen der Migranten, ihre Zielstrebigkeit sowie die Qualität ihrer Netzwerkkontakte entschieden zunehmend über den beruflichen Erfolg. Neue Chancen eröffneten sich vor allem für Facharbeiter im Bereich der Gebäudesanierung sowie für Hochqualifizierte im Bereich der Wirtschaft und Wissenschaft. Hingegen hatten solche Migranten, die nicht aus ökonomischen Gründen sondern aus persönlichen Motiven kamen, nun mit großen Problemen bei der beruflichen Eingliederung zu kämpfen, weil sie in der Regel auf die Gegebenheiten des deutschen Arbeitsmarktes nur ungenügend oder gar nicht vorbereitet waren.

Eine Sonderstellung nehmen die Ausbildungsmigranten ein. Viele von ihnen absolvieren das gesamte Fachstudium in Deutschland. Während dieser Zeit lernen sie perfekt Deutsch, knüpfen private und berufliche Kontakte und stehen nach dem Studienabschluss bereit, ihre Fähigkeiten in den deutschen Arbeitsmarkt einzubringen. Dies wird durch das neue Zuwanderungsgesetz zumindest teilweise unterstützt, indem es ausländischen Studienabsolventen eine Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis für die Dauer eines Jahres nach

dem Studienabschluss zubilligt, damit sie die Möglichkeit haben, eine Beschäftigung zu finden (vgl. §16,4 AufenthG). Manche der jungen Migranten sehen aber auch eine gute Chance, ihre bikulturellen Erfahrungen beruflich im Herkunftsland zu verwerten, wie es die Überlegungen von Pan Dariusz zeigen, der sich vorstellen könnte, nach Abschluss des Studiums für eine deutsche Firma in Polen zu arbeiten. Auf diese Weise könnte er seine bikulturellen Kompetenzen einsetzen, die flexibleren unternehmerischen Rahmenbedingungen in Polen ausnutzen und gleichzeitig die gute und gesicherte deutsche Gehaltszahlung in Anspruch nehmen: »Wenn das klappen würde <für eine deutsche Firma in Polen zu arbeiten, B.G.>, könnt' ich mir vorstellen, nach Polen zurück zu fahren. Aber dann muss das wirklich jetzt, so wie das heute aussieht, ein deutschen Gehalt kriegen und in Polen leben. Weil anders geht das nicht«.

Soziale Integration

Auch für die soziale Integration der Migranten sind die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen von Bedeutung. Die Ausgrenzungserlebnisse der Befragten variieren stark mit dem zeitgeschichtlichen Kontext. Während in der DDR meist eher subtile Formen der staatlichen und gesellschaftlichen Ausgrenzung vorherrschten, traten ausländerfeindliche Regungen mit der politischen Wende offen zu Tage. In den Jahren nach der Wende beruhigte sich die Situation, heute ärgern sich die Migranten meist über negative Stereotype und Diskriminierung im Beruf oder im Umgang mit Behörden. Von direkter Ausländerfeindlichkeit sind sie hingegen kaum betroffen.

Polen in der DDR – Zweierlei Sozialismus

Die zu DDR-Zeiten nach Leipzig zugewanderten Polen mussten die Diskrepanz zwischen der offiziell postulierten sozialistischen Völkerfreundschaft und dem Misstrauen und den Vorurteilen ihrer Mitmenschen erfahren. Pan Lukas, der seit 1972 mit seiner deutschen Frau in Leipzig lebt, reflektiert diese für ihn ernüchternde Erfahrung: »Damals waren eigentlich die Meinungen von Ausländern nicht so, obwohl das auch ein so genanntes Bruderland, in Anführungsstrichen, war. Aber die Bevölkerung, so traurig das zu sagen ist, aber das muss ich sagen, dass war nicht so freundschaftlich, wie es auf dem Papier stand. Da musste ich mir vieles anhören«. Besonders empört war er über neonazistische Äußerungen von Jugendlichen, da er angenommen hatte, dass in der sozialistischen Erziehung Wert auf Geschichtsbewusstsein und Brüderlichkeit gelegt würde:

»Oder wovon ich noch so enttäuscht war, von der Jugend. Wir haben Lehrlinge gehabt und die haben am Anfang nicht gewusst und haben auch schon geschimpft und Witze erzählt oder was, und dann als ich versuchte aufzuklären, dann gab es bei manchen solche Meinungen: am Besten Dich und alle Polen wieder vergasen. [...] Aber da habe ich mich gewundert, dass solche Leute, gerade 17 Jahre alt, die haben nichts vom Krieg gewusst oder was. [...] Und das war für mich unverständlich, dass bei der sozialistischen Erziehung noch solche Meinungen existieren« (Pan Lukas).

Negative Stereotype wurden auch durch die DDR-Medien gefördert, die ihrerseits Sprachorgan der politischen Klasse waren. Politische Veränderungen im Verhältnis zwischen DDR und Polen bekamen die polnischen Migranten in der DDR auf diese Weise unmittelbar zu spüren. Als etwa in den 1970er Jahren Reiseerleichterungen für polnische Touristen eingeführt wurden, es daraufhin teilweise zu Hamsterkäufen subventionierter DDR-Waren durch polnische Kleinhändler kam, mussten sich die polnischen Migranten entsprechende Beschimpfungen anhören. Manche Migranten verhielten sich deshalb bewusst überkorrekt, um nicht mit diesen Stereotypen gleichgesetzt zu werden, wie z.B. Pani Regina, die von ihren Polenreisen grundsätzlich keine in der DDR begehrten Handelswaren mitbrachte:

»Und ich meine, wir hatten nie so diesen Handel betrieben. Weil ... das hatten wir nicht nötig, das haben wir auch nicht gewollt, das brachte auch schlechten Ruf hier und das haben wir auch nicht gemacht. Ich hab auch niemandem was gebracht, wenn mich einer, äh, höchstens mal beste Freundin mal kleine Nivea Creme oder so jetzt, aber ich habe nie irgendwas gebracht, was dort zu kaufen war, weil die ... Deutschen hier, weil die, oder ... ja, die Leute hier, weil die praktisch eben über die Polen so schlecht, über die Händler so schlecht gesprochen haben, [...] und da hab ich gedacht, das mach ich nicht« (Pani Regina).

Als es Ende der 1980er Jahre in Polen an nahezu allen Waren des täglichen Bedarfs und Konsumgütern mangelte, und es daraufhin wiederum zu verstärkten Hamsterkäufen in der DDR kam, wurde ein Gesetz erlassen, das nur Personen mit festem Wohnsitz in der DDR den uneingeschränkten Einkauf von Waren gestattete. Die Leipziger Polen, die durch ihren Akzent als Ausländer zu identifizieren waren, mussten daraufhin in den Geschäften ihre Ausweise vorzeigen, um zu beweisen, dass sie zum Einkauf berechtigt waren. Viele haben diese Prozedur als äußerst erniedrigend in Erinnerung:

»Das war grade so vor der Wende, wo da Modrow so praktisch ... zur Macht gekommen und, und er hatte praktisch dann diese Gesetz rausge..., das war so wahrscheinlich nur vorläufig, dass alle Ausländer müssen im Laden praktisch, Ausweis muss gezeigt werden, ja. Das war äußerst unangenehm [...] und muss ich aber sagen, manche haben sich gefreut, die hatten endlich mal das, die hatten das Bedürfnis

sogar gehabt und die haben das mit Absicht auch gemacht. Wie zum Beispiel eine Kollegin, die jeden Tag am Brühl <*Straße am Innenstadtring, B.G.*>, da war so ein Selbstbedienungsladen, die war jeden Tag dort einkaufen [...] die kannten sie schon [...] Und jetzt kam diese Gesetz, da haben sie die, der Ausweis zeigen lassen, obwohl sie wussten, dass sie hier lebt. Also es war schon ... manche machten das mit Absicht« (Pani Regina).

Neben Ausgrenzungserlebnissen durch die DDR-Bevölkerung standen die polnischen Migranten auch unter besonderer Beobachtung durch die Staatsorgane der DDR. Am Arbeitsplatz und im privaten Umfeld wurde nach regimekritischen Äußerungen gefahndet, die die polnischen Migranten auch freimüttig formulierten, da sie aus ihrem Herkunftsland eine größere Liberalität gewohnt waren. Als die Solidarność-Bewegung in Gdańsk aufkam, trugen manche Polen als Zeichen der Solidarität den Solidarność-Anstecker, auch wenn sie sich dadurch in den Augen der DDR-Staatsmacht verdächtig machten. Hinzu kam, dass sie mit ihrem polnischen Pass Reisen nach Westdeutschland unternehmen konnten, die von den Behörden ebenfalls mit großem Argwohn beobachtet wurden. Die meisten Migranten ließen sich davon allerdings nicht einschüchtern.

»Das war schon freier irgendwie <*in Polen, B.G.*>, frei, konnten wir mal also sich äußern. Hier haben wir zwar auch nicht groß aufgepasst, weil wir ... was wir wollten, haben wir auf Polnisch gesagt, da konnte uns keiner verstehen, ne. ... Seit Solidarność war ein bissel streng, wo ich mein Zeichen hatte, da wurde schon schief geguckt. Aber irgendwie ... irgendwo war'n wir da freier, muss ich sagen« (Pani Katarzyna).

»Und dann, als ich wieder zurückgekommen bin <*von einer Westreise, B.G.*> war mein Parteisekretär da. [...] Ich bin zurückgekommen und der hat mich sowieso eingeladen zum Gespräch. Und da habe ich dann auch gesagt, ... was da meine Beobachtungen waren. Nicht das Politikum, das konnte ich sowieso nicht machen – hier ist alles Mist oder so. Nur gute Sachen erzählt, wie zum Beispiel vom Bau. Dass die dort ein bisschen anders bauen, oder so. Da kann man auch hier etwas einführen oder verändern. Da haben wir uns praktisch wie Kumpels unterhalten. Politik habe ich stecken gelassen« (Pan Lukas).

Die Vermutung, dass die Migranten und ihre Familien Unruhe im politischen Regime der DDR stiften könnten, führte dazu, dass sie in das Augenmerk der Staatssicherheit gerieten. Pani Regina's Geschichte steht dafür als typisches Beispiel. Wie bereits ansatzweise geschildert wurde, kam es zwischen ihrem Ehemann und Kadern der sozialistischen Einheitspartei SED zum Konflikt über die Frage ihrer katholischen Glaubensausübung und daraufhin zum Bruch zwischen der Partei und ihrem Ehemann. Seitdem wurde über die Fa-

milie eine Stasi-Akte geführt, Nachbarn und Bekannte wurden zu ihrer Be-spitzelung angestiftet. »Er hatte dann natürlich dadurch sein ganzes Leben lang nur Schwierigkeiten. Ja, also, er hat auch eine Stasi-Akte und, und das war dann, wir wurden auch wirklich ... bespitzelt vom Nachbarn. Wir haben das schwarz auf weiß, und da haben wir praktisch bis zu Ende dann immer ordentlich Schwierigkeiten gehabt« (Pani Regina). Obgleich die Familie bereits damals ahnte, unter Beobachtung zu stehen, waren sie, als sie nach der politischen Wende Akteneinsicht erhielten, erschüttert über die Intensität der Ausforschung. In den Akten war der Tagesablauf der Familie minutios dokumentiert; es fanden sich Fotos von Kreuzworträtseln, die der Ehemann ausgefüllt hatte; es wurde berichtet, dass die Kinder die polnische Sprache lernten. Anlässlich eines Verwandten-Besuchs aus Polen wurde ein vermeintlich für die Siedlung bestimmtes Gartenfest veranstaltet, nur, um die deutsch-polnische Familie und die polnischen Gäste aushorchen zu können.

»Aus der Akte wissen wir, da hab' ich Besuch aus Polen gehabt, meine Mutti und meine Schwester war da, mein Mann war grade bei der Armee, da haben die extra ein Gartenfest für uns gemacht. [...] Aus der Stasi-Akte sehen wir, dass das extra für uns war, weil er <*der Stasi-Spitzel, B.G.*> konnte uns endlich mal ausfragen. [...] Also, das ist Wahnsinn, ja. Es ist eigentlich so, hinterher kann man lachen drüber, aber eigentlich ist es eine ernste Sache« (Pani Regina).

Eine weitere streng beobachtete Gruppe waren die polnischen Studierenden in der DDR. Sie wurden in den Studentenwohnheimen von den deutschen Kommilitonen abgesondert, ihre Aktivitäten im sozialistischen Studentenklub wurden streng überwacht. Dies führte jedoch nicht automatisch zu Repressionen, so dass einer der Betroffenen heute seine Erlebnisse schon fast ins Komische zieht:

»Schon als ich hier studiert habe, da ... sind wir ja [...] äh, sehr gut betreut worden <*Lachen*> jetzt mal so, so gut, dass einige Briefe bis heute nicht angekommen sind. [...] Und, an der Handelshochschule war es ja sogar so, dass, äh, ... die Polen ja von, äh, in der Art und Weise von den deutschen Kommilitonen ausgezeichnet worden, dass sie schon ab dem ersten Studienjahr ein Zweimannzimmer hatten, alle anderen mussten die ersten zwei Studienjahre im Viermannzimmer leben, äh, mit dem kleinen Haken, sie durften sich den Kommilitonen fürs Zweimannzimmer nicht selbst aussuchen. Also <*Lachen*> das kann man sich ja leicht vorstellen, wer's war, der, der eben da mit dem, mit dem Polen da gelebt hat« (E4).

Diskriminierungserfahrungen nach der politischen Wende

Unmittelbar nach der politischen Wende trat die bisher politisch gedeckelte Ausländerfeindlichkeit offen zu Tage, besonders auf Polen wurde regelrecht Jagd gemacht. Pani Regina berichtet, wie ihr Sohn plötzlich in der Schule angegriffen wurde. Er wurde als »Polake« beschimpft, seine Schulbücher wurden mit Hakenkreuzen beschmiert, nach der Schule wurde er von jugendlichen Schlägern verfolgt. Dies kam umso unerwarteter, als er zuvor vollständig integriert und seine polnische Staatsangehörigkeit nie Thema gewesen war. Später wuchs aber auch das Verständnis gegenüber den »Fremden«, weil – so interpretierten es einige Interviewpartner – die DDR-Bürger jetzt selbst unangenehme Erfahrungen mit den Vorurteilen und der Ablehnung seitens der Westdeutschen machen mussten. Mit Genugtuung erzählt Pan Lukas, dass die von den DDR-Bürgern so stark kritisierten Hamster-Käufe aus den 1970er Jahren heute wieder existierten – nur in umgekehrter Richtung:

»Wenn ich heute sehe, ist es gerade umgekehrt. Die Leute haben vergessen. Die Polen, die damals hergekommen sind und sich etwas gekauft haben, das waren die Bösen. So, und heute ist es umgekehrt. Es gehen alle Busse, alle so, die hier an der Grenze wohnen, gehen nach Görlitz oder Frankfurt <an der Oder, B.G.> zum Einkaufen und freuen sich, dass in Polen billig Benzin ist. Und alles... Und die Polen sagen nicht, warum kommt ihr hierher und so? [...] Wie gesagt, wenn Ausländer hierher gekommen sind, wurden sie nicht gerade richtig behandelt. Und dann nach der Wende, obwohl das Deutschland ist, nur getrennt durch diese Kriegsfolgen und so weiter und nur durch diese Zeit, in der andere Systeme waren... Wenn sie nach Westdeutschland gefahren sind, wurden sie genau so behandelt als Ausländer. [...] Heute kommen solche Leute vielleicht zur Besinnung« (Pan Lukas).

Die späteren Zuwanderer berichteten kaum über persönliche Erlebnisse mit Fremdenfeindlichkeit. Sie begründeten das mit ihrem unauffälligen Äußeren, das sie nicht als Ausländer zu erkennen gibt. Wenn dann noch sehr gute Deutschkenntnisse wie bei den Ausbildungswanderern oder bei Kindern aus binationalen Ehen hinzukommen, ist die polnische Nationalität und die Zweisprachigkeit eher ein interessanter Aspekt der Persönlichkeit, als ein Grund für Anfeindungen. Auch nach Meinung der befragten Experten (E2, E4) ist die Problemlage der in Leipzig lebenden Polen nicht durch ihre Herkunft geprägt, sondern vielmehr durch die allgemeinen Lebensumstände, wie persönliche Krisen oder die Verschlechterung der Arbeitsmarktlage nach der politischen Wende.

Die Ergebnisse der quantitativen Befragung stützen und verfeinern diese Befunde. Auf die Frage, ob sie jemals negative Erfahrungen auf Grund ihrer polnischen Nationalität gemacht haben, antwortete die Mehrheit (68 %) mit »Nein«, der Rest hatte gelegentliche negative Erfahrungen, nur wenige (4 %)

wurden häufig diskriminiert. Bei der Art der Diskriminierung überwogen Erfahrungen mit negativen Stereotypen und Beleidigungen oder die schlechte Behandlung in Behörden, öffentlichen Einrichtungen und Geschäften (vgl. Tab. 27). Einem Migranten wurde beispielsweise mit Hinweis auf seine Nationalität ein Mobilfunkvertrag verweigert. Andere erlebten auch offene Ablehnung, sobald sie ihre Nationalität, etwa durch die Verwendung der polnischen Sprache oder durch den polnischen Akzent, offenbarten. Ebenso wurde über Diskriminierungen bei der Arbeitsuche bzw. die schlechte Behandlung am Arbeitsplatz berichtet.

Tab. 27: Negative Erfahrungen durch die polnische Herkunft

Art der negativen Erfahrungen	Anzahl der Nennungen
schlechte Behandlung in Behörden, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen	9
negative Reaktionen auf polnische Herkunft/Sprache/Akzent	7
Demütigung durch negative Stereotype	6
Diskriminierung bei der Arbeitssuche	5
allgemeine xenophobe Reaktionen	4
negative und falsche Bemerkungen über das Land Polen	3
offene Beschimpfung	3
Schlechterstellung am Arbeitsplatz	3
ausländerfeindliche Handlungen	1
Gesamt	41

Quelle: eigene Erhebung, n = 35; 41 Nennungen

Es zeigt sich ein Zusammenhang zwischen dem Migrationszeitpunkt und der erlebten und erinnerten Diskriminierung: Die häufigsten Diskriminierungserfahrungen haben die Zuwanderer der 1970er Jahre (50 %), gefolgt von den Migranten der 1990er Jahre (37 %) und jenen, die erst seit weniger als zwölf Monaten in Deutschland leben (31 %). Die geringste Diskriminierung berichten die Migranten der frühesten Zuwanderungsphase (14 %), gefolgt von den Migranten der 1980er Jahre (24 %) sowie den – mehrheitlich aus Studierenden bestehenden – Migranten der Jahre 2000-2002 (29 den Migranten der 1980er Jahre (24 %).

Diese Unterschiede lassen sich zum einen mit einer veränderten Wahrnehmung von Diskriminierungseignissen im Zeitverlauf begründen: Bei den erst kürzlich Zugewanderten sind die ersten Erlebnisse von Ausgrenzung

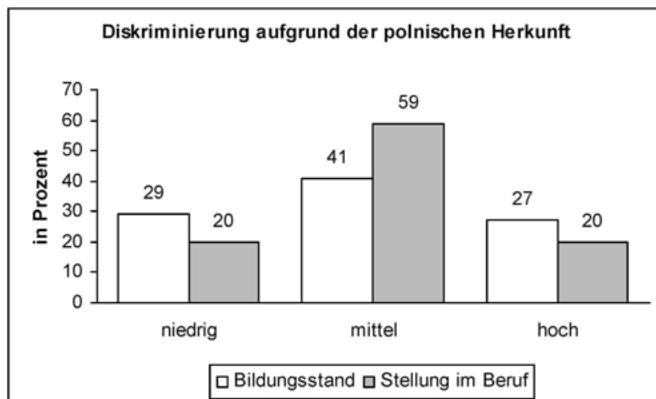
noch frisch und werden deshalb häufiger wiedergegeben. Die ältesten Migranten haben diesbezüglich den größten Abstand, weil sie bereits Verarbeitungsstrategien entwickelt haben, wie das folgende Zitat zeigt:

»Mich hat das geärgert zu DDR-Zeiten, als ich hier gekommen bin, also, da war die Presse ziemlich schlecht eingestellt auf die, auf das, was in Polen passierte und dann auf die Polen, die hier waren. Also da gab's richtige Hetzkampagnen in der Presse. Das hat mir wehgetan. Aber jetzt, ich find das blöd natürlich manche, manche Äußerungen oder die, das ganze Schubladendenken, das da ... Aber es ... es ärgert mich nicht mehr, ich würde sagen« (Pan Ryszard).

Daneben ist die unterschiedliche Diskriminierungserfahrung auch mit den politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Migrationsphase zu begründen, die zum einen die Zuwanderer und zum anderen die Reaktion der Mehrheitsgesellschaft auf sie beeinflusste: Die Migranten der 1970er Jahre kämpften noch mit den Zuschreibungen, rückständig zu sein, jene der 1980er Jahre erlebten in der Regel in Polen Mangel und materielle Not, so dass sie entsprechende Stereotype vielleicht am ehesten akzeptierten. Die Migranten der 1990er mussten die ausländerfeindliche Stimmung der Nach-Wendezeit erleben, die sich allerdings bis Ende der 1990er wieder beruhigt hatte, so dass die Migranten ab dieser Zeit weniger Diskriminierungserfahrungen machten.

Die Häufigkeit von empfundener Diskriminierung unterscheidet sich zudem nach dem Bildungsstand und der Stellung im Beruf (vgl. Abb. 39). Aber auch hier gibt es keine lineare Entwicklung: Die geringsten negativen Erfahrungen machten Migranten mit niedrigem Bildungsabschluss, die in niedrig qualifizierten Tätigkeiten arbeiten. Migranten mit mittlerem Bildungsabschluss in mittlerer beruflicher Stellung hatten vergleichsweise am häufigsten mit Diskriminierung zu tun, bei den Hochqualifizierten in hoher beruflicher Stellung oder Leitungsfunktion sank die Diskriminierungshäufigkeit wieder stark ab. Dieses Ergebnis ist dahingehend zu interpretieren, dass die gering Qualifizierten die Diskriminierungen im Alltag nicht wahrnehmen (aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse oder aufgrund mangelnden Kontaktes zu Deutschen), bzw. dass sie in ihrer Tätigkeit weniger Konkurrenz durch Einheimische ausgesetzt sind. Jene Konkurrenz ist auf der mittleren Statusebene am stärksten. Die Hochqualifizierten haben einerseits eine beruflich exponierte Position, in der sie ebenfalls weniger mit Einheimischen konkurrieren müssen, andererseits mag auch das höhere soziale und kulturelle Niveau ihres Umfeldes zur Vermeidung von Diskriminierung und Stereotypisierung beitragen.

Abb. 39: Diskriminierungserfahrung in Abhängigkeit von Bildungsstand und Stellung im Beruf



Quelle: eigene Erhebung, n_Bildung = 166, n_Beruf = 61

Zur »Unsichtbarkeit« der polnischen Migranten

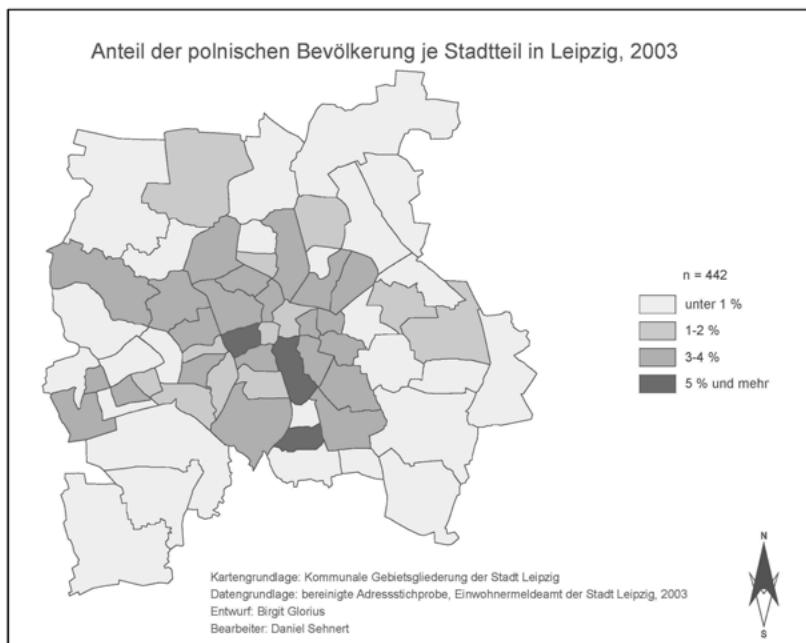
Obgleich Polen in Leipzig jahrelang die größte Ausländergruppe darstellten, fallen sie in der öffentlichen Wahrnehmung kaum auf – zumindest nicht als Problemgruppe. Dies kann mehrere Ursachen haben: zum einen ihre gute Integration bzw. Assimilation, zum zweiten die Geringfügigkeit der äußerlichen und kulturellen Unterschiede zwischen polnischen Einwanderern und der deutschen Mehrheitsgesellschaft, und zum dritten das mangelnde Bedürfnis, sich als ethnische Gruppe öffentlich zu artikulieren.

Eine Analyse der räumlichen Verbreitung der polnischen Bürger über das Leipziger Stadtgebiet zeigt keine nennenswerten räumlichen Häufungen (Abb. 40),³ ganz im Gegenteil zu anderen ethnischen Gruppen: besonders Einwanderer arabischer Herkunft konzentrieren sich in den ehemaligen Arbeitervierteln der Leipziger Ostvorstadt, an deren zentraler Erschließungssachse, der Eisenbahnstraße, inzwischen ein beträchtliches ethnisches Gewerbe entstanden ist (Kindler 2005: 90f). Seit dem Sommer 2006 befindet sich hier zwar auch ein polnischer Spezialitäten-Laden, eröffnet von einem polnischen Fleischer, der seine Waren zuvor ausschließlich auf dem städtischen Wochenmarkt verkaufte. Doch weder diese Gegend noch die zu früheren Zeiten traditionellen Quartiere der polnischen Emigranten der Zwischenkriegszeit werden gehäuft als Wohnstandort aufgesucht. Dass eine räumliche Segregation polnischer Migranten in Leipzig nicht nachzuweisen ist, liegt größtenteils

3 Die Verbreitungsanalyse beruht auf den 442 Fällen der bereinigten Adressstichprobe.

an ihrer Struktur, die sich zu über 50 % aus Heirats- und Ausbildungsmigranten zusammensetzt. Beide unterliegen keiner ausländer spezifischen Ausdifferenzierung hinsichtlich des Wohnstandortes: die Heiratsmigranten sind in die deutschen Familien integriert, die Ausbildungsmigranten sind in ihrer Wohnstandortwahl größtenteils vergleichbar mit den deutschen Studierenden. Anders die Gruppen der Arbeitsmigranten und der »sonstigen« Migranten: Wie die Erfahrungen mit den Stichprobendaten zeigten, kam es unter ihnen vor allem während der ersten Hälfte der 1990er Jahre zu einer starken Häufung in den Sanierungsgebieten Leipzigs; dies war jedoch nur eine temporäre Erscheinung. Die heute quantitativ bedeutende Zuwanderergruppe der ethnisch deutschen Bauarbeiter aus Polen ist wiederum Arbeitgeber- oder arbeitsplatzgebunden untergebracht.⁴

Abb. 40: Anteil der polnischen Bevölkerung je Stadtteil in Leipzig, 2003



Nach Aussage jener Experten, die mit der Ausländerintegration in Leipzig befass t sind, sind Polen als Beratungsklientel kaum präsent, woraus eine gute Integration geschlussfolgert werden könnte. Der Ausländerbeauftragte der Stadt Leipzig (E2) berichtet von wenigen Diskriminierungsfällen und vermutet, dass es einerseits mit der langjährigen Anwesenheitsdauer vieler polni-

4 Da über diese Gruppe aber keine statistischen Daten vorliegen, können zu ihrer räumlichen Verteilung keine präzisen Aussagen abgeleitet werden.

scher Migranten in Leipzig, andererseits mit ihrer geringen äußereren Präsenz zu tun habe. Sie fielen rein äußerlich nicht auf und seien auch wesentlich weniger organisiert als andere ethnische Gruppen in Leipzig. Der Vorsitzende des »Polonia«-Vereins sieht vor allem die gute Integration in binationale Familien als Ursache für die »Unsichtbarkeit« der Polen:

»Wenn die Statistik hier veröffentlicht wird über die Ausländer in, in Leipzig, da bekomm' ich immer wieder Anrufe, weil sich dann Leute, die das lesen, wundern, äh, die stärkste Ausländergruppe in Leipzig sind Polen und die sieht man am wenigsten. Weil, ... klar, den Türken mit der Kebab-Bude, den sieht man und, und auch, sagen wir mal, die, die Inder oder andere, Afrikaner und Araber, die sind sichtbar und erkennbar. Wir sind von, von der Hautfarbe eben nicht erkennbar, zum einen und zum anderen ..., auch viel stärker in das Leben direkt eingebunden, in die deutsche Gesellschaft mit eingebunden, ne. Denn die Russlanddeutschen, denen sieht man es ja auch nicht so direkt an, ne, wenn sie dann die Kleidung von dort ablegen und die jetzt hier annehmen, aber sie halten ja trotzdem immer stark zusammen. [...] Sprechen viel Russisch auf der Straße und so weiter, und dadurch sind die ja auch viel stärker sichtbar als wir« (E4).

Die geringere äußere Präsenz der Polen im Vergleich zu anderen ethnischen Gruppen bestätigt auch die Ausländerbeauftragte des Regierungspräsidiums (E1), wobei sie als Begründung für den geringen Organisationsgrad der Polen in Leipzig den angeblich in der polnischen Mentalität verankerten Individualismus anführt.⁵ Auch sie bestätigt die gute Integration der Polen in Leipzig, die sich ihrer Meinung nach aus der Geringfügigkeit der kulturellen Unterschiede zwischen Polen und Sachsen (im Vergleich zu anderen Herkunftsländern von Migranten in Leipzig) sowie aus der gemeinsamen Geschichte beider Länder ergibt.

Die Reflexion der Befragungsergebnisse führt zu dem Schluss, dass die aus der unterschiedlichen Migrationsmotivation resultierende Ausdifferenzierung der Migranten eine wesentliche Ursache für ihre Heterogenität und mangelnde Organisiertheit ist. Polnische und ethnisch deutsche Arbeitsmigranten, Studierende und Heiratsmigranten bilden kaum Schnittmengen. Zu unterschiedlich sind ihre jeweiligen Biographien und Lebensumstände, ihre Migrationsmotive und Zukunftsperspektiven. Aus diesem Grund ist auch ihre Integration in die deutsche Gesellschaft und ihr Umgang mit der eigenen Ethnizität sehr unterschiedlich: Im »Polonia«-Verein sind größtenteils langfristig ansässige Heiratsmigranten organisiert, die eine Art von »symbolischer Ethnizität« betreiben. Die Gruppe der Arbeitspendler ist davon ausgeschlossen und

5 Sie unterstreicht diese Aussage mit einem Witz, der im Verlauf der empirischen Arbeiten mehrfach erzählt wird: »Was machen zwei Polen in der Sahara? – Sie gründen drei Parteien«. Zum Individualismus der Polen sh. auch Wójcicki 2000: 260f.

schließt sich auch selbst aus, da in den Lebensentwürfen beider Gruppen keine Gemeinsamkeiten vorhanden sind. Die Migranten treffen sich zwar in der Kirche, nehmen aber kaum Kontakt zueinander auf. Die polnischen Studierenden hingegen bewegen sich hauptsächlich im Kreise anderer (deutscher und ausländischer) Studierender. Sie haben offensichtlich kein Bedürfnis danach, sich aufgrund ihrer ethnischen Identität zu organisieren, was zum einen auf ihre meist kurze Anwesenheitsdauer in Deutschland, zum anderen auf ihre Stellung im Lebenszyklus zurückzuführen ist, welche stärker von Aufbruch und dem Entdecken von Neuem geprägt ist, als von Rückbesinnung.

Diese Ergebnisse decken sich weitgehend mit den im vierten Kapitel diskutierten Sekundärbefunden: Auch in den dort angeführten Quellen wird die Heterogenität von Motivgruppen und Lebenslagen der polnischen Migranten jüngerer Migrationsphasen als Ursache für ihren geringen Organisationsgrad angeführt (vgl. Neutsch et al. 1999: 113; Wójcicki 2000: 239). Speziell für Ostdeutschland sind als weiterer Grund die fehlenden Anknüpfungsmöglichkeiten an Migrantengruppen früherer Emigrationsepochen zu erwähnen, wie das ja auch in Leipzig weitgehend der Fall ist (vgl. Trzcielińska-Polus 2000: 189). Es kann gefolgert werden, dass hohe Mobilität sowie kurze Aufenthaltsperspektiven, wie sie bei den Arbeits- und Ausbildungsmigranten vorherrschen, einer ethnischen Selbstorganisation am Zielort der Migration nicht förderlich sind. Das Bedürfnis nach ethnischer Rückbesinnung und nach einer öffentlichen Artikulation von Ansprüchen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft verspüren überwiegend jene Migranten, die dauerhaft emigrieren und die weniger direkte soziale Bezüge zu Polen pflegen.⁶

Zur Ambivalenz transnationaler Migrationserfahrungen

Migration stellt einen Bruch in der persönlichen Biographie dar. In den theoretischen Ausführungen zu Migration, Integration und Identitätsentwicklung wurden die verschiedenen Möglichkeiten des Umgangs mit derlei biographischen Brüchen erläutert. Dabei kristallisierten sich im Wesentlichen zwei Möglichkeiten heraus: Zum einen die erfolgreiche Bewältigung des Migrationserlebnisses, was zu einer positiven Migrations- und Lebensbilanz führt, zum anderen die Empfindung von Migration als Krise, die sich in einer Schwächung und Fragmentierung der Persönlichkeit ausdrücken kann. In diesem Zusammenhang spielt das Phänomen der transnationalen – oder hybriden – Identitätsentwicklung eine besondere Rolle: Die Theorieansätze zur transna-

6 Derselbe Befund lässt sich im retrospektiven Vergleich historischer Migrationswellen dauerhafter und temporärer Art feststellen, wie z.B. der hohe Organisationsgrad der »Ruhrpolen«, der bei der großen Gruppe der »Sachsengänger« keinerlei Entsprechung fand.

tionalen Migration gehen davon aus, dass transnationale Migranten durch ihre multi-positionale Identitätskonstruktion in die Lage versetzt werden, hegemoniale Interessen zu unterlaufen und persönliches Kapital aus diesem Lebensentwurf zu schlagen. Derlei positive Effekte wurden vielfach empirisch nachgewiesen, während negative Konsequenzen transnationaler Verortungen bislang nur wenig Beachtung fanden (vgl. Gerber 2000: 37; Guarnizo/Smith 1998: 5). Deshalb soll an dieser Stelle die Ambivalenz, die in der individuellen Verarbeitung von (transnationalen) Migrationsereignissen enthalten ist, am Beispiel der befragten polnischen Migranten aufgedeckt und diskutiert werden.

Der Einfluss von Migrationserfahrungen auf die individuelle Lebensbilanz

Migrationserfahrungen gehen in die allgemeine Lebensbilanz ein. Um den Verlauf von Migration und Integration der polnischen Migranten in Leipzig zu bewerten, wurde deshalb in der schriftlichen Befragung nach dem Ausmaß ihrer Lebenszufriedenheit gefragt. Diese ist bei den Befragten insgesamt relativ hoch, wobei vor allem die Ausbildungsmigranten, die gleichzeitig die Gruppe der »jüngeren« Zuwanderer und der jüngsten Altersjahrgänge darstellen, sehr positiv bilanzieren: Jeder zweite jener Migranten, die ab dem Jahr 2000 nach Leipzig kamen, ist mit seiner gegenwärtigen Lebenssituation völlig oder sehr zufrieden. Bei jenen Migranten, die früher zugewandert sind, ist es nur jeder vierte, wobei auch diese Gruppe überwiegend »ziemlich zufrieden« mit ihrem Leben ist (Tab. 28). Die Betrachtung nach Altersgruppen zeigt, dass die Lebenszufriedenheit bei den jüngeren Altersgruppen signifikant höher ist als bei den älteren. Vor allem die Altersgruppe der über 55-Jährigen fällt durch einen hohen Anteil der ambivalenten Lebensbilanz auf. Die berufliche Integration der Migranten ist ebenfalls entscheidend für ihre Lebenszufriedenheit: jene Migranten in höheren beruflichen Positionen äußern eine weitaus größere Zufriedenheit mit ihrem Leben (47 %), als die Migranten in niedrigen Positionen (17 %). Auch dieser Zusammenhang ist statistisch hochsignifikant.⁷

⁷ $Rs = -.409^{**}$

Tab. 28: Lebenszufriedenheit in Abhängigkeit von Alter und Zuwanderungsphase

	völlig/sehr zufrieden	ziemlich zufrieden	weder zufrieden noch unzufrieden	unzufrieden	Gesamt
Altersgruppen:					
< 25 Jahre	48 %	48 %	0 %	4 %	100 %
25 bis < 35 Jahre	47 %	43 %	6 %	4 %	100 %
35 bis < 55 Jahre	28 %	54 %	11 %	7 %	100 %
55 Jahre und älter	28 %	50 %	17 %	5 %	100 %
Zuwanderungsphase:					
bis 1989	25 %	55 %	10 %	10 %	100 %
1990-1999	26 %	53 %	13 %	8 %	100 %
ab 2000	51 %	45 %	3 %	1 %	100 %
Gesamt	37 %	49 %	8 %	6 %	100 %

Quelle: eigene Erhebung, n_alter = 157 (Rs = .218**), n_zuwanderung = 154, n_Gesamt = 157

Bei der Betrachtung der qualitativen Daten fällt auf, dass die Elemente, die in die Migrationsbilanz einfließen, stark vom Migrationstyp abhängig sind. Bei den Arbeitsmigranten zählt vor allem die Möglichkeit, das Familieneinkommen zu erwirtschaften: »Wir sind nur zufrieden, wie das wir haben Arbeit. ... Wir sind hier [...] für die Arbeit, ne. Und wenn bei uns ist ganz schlecht mit Arbeit, dann wir müssen irgendwas machen, für Familie, ne« (Pan Leszek).

Die Ausbildungsmigranten beziehen Studienerfolge und die Möglichkeit, ihr Leben selbstständig zu meistern, in ihre Migrationsbilanz mit ein. Im Falle von Pan Dariusz fällt diese sehr positiv aus. Durch seine Tätigkeit als Dolmetscher für polnische Bauarbeiter sammelt er wertvolle Berufserfahrung, und sein Hausmeisterjob ermöglicht ihm die finanzielle Unabhängigkeit, von der er in Polen geträumt hatte. Stolz zeigt er während des Interviewtermins seine Wohnung, die mit neuesten Möbeln und HiFi-Geräten eingerichtet ist: »Sie sehen, ich hab' ein bisschen was geschafft, die Wohnung hab' ich selber in den drei Jahren zusammengespart, eingerichtet. [...] Ich bin wirklich mein Herr hier, also was ansteht, hab ich zu machen, ich kann mir das aber immer selber ... einplanen... Zwar wird Freizeit knapp, aber es geht von der Belastung, wirklich allein leben und es bleibt was übrig« (Pan Dariusz).

Bei den Heiratsmigranten, für die die Migration meist keine aktiv herbeigeführte Entscheidung war, sondern sich im Zusammenhang mit der Beziehung zu einem/einer Deutschen ergab, spielt die Reflexion der Migrationserfahrung im Vergleich zu dem (spekulativen) Verlauf ihres Lebens ohne Migration eine große Rolle. Wichtige Elemente ihrer persönlichen Gesamtein schätzung sind die Qualität der Partnerschaft, der Verlauf der Familienphase sowie ihre individuelle berufliche Entwicklung: Viele der zu DDR-Zeiten eingewanderten Heiratsmigranten zeichnen sich dadurch aus, dass sie im Einwanderungsland familiär eingebunden sind und berufliche Erfolge erzielen konnten, die ihrer vermuteten Entwicklung im Herkunftsland nicht nachstehen. Dies ist umso höher zu bewerten, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, mit denen sie als Neuankömmlinge in Deutschland konfrontiert waren: Während der nach der Eheschließung beginnenden Familienphase konnten sie nicht auf ihr eigenes familiäres Netzwerk zurückgreifen, sondern mussten sich mit den deutschen Verwandten als neuen Netzwerkpartnern arrangieren. Die berufliche Integration wurde durch fehlende Sprachkenntnisse erschwert, häufig wurden auch Ausbildungsabschlüsse nicht anerkannt, so dass die Migranten – zumindest anfangs – beruflich zurückgestuft wurden. In der Bilanz ihrer Migrationserfahrung schwingt ein gewisser Stolz über das Meistern dieser Schwierigkeiten mit. Teils kamen sie auch zu der Erkenntnis, dass sie durch die Migration eine Persönlichkeitsentwicklung durchlaufen haben, die bei einem Verbleib im Herkunftsland wohl nicht möglich gewesen wäre:

»Ja, also es war gut, weil, es war deshalb auch gut, weil ich mich mit mein' Mann so gut, weil wir uns so gut verstehen. Weil am Anfang war natürlich, er konnte, er hatte dann Polnisch gelernt und ich konnte noch nicht Deutsch, [...] und dann, vor allen Dingen, da gab's andere Gewohnheiten, jeder hatte andre Gewohnheiten, es war, die, das erste Jahr schwieriger. Und wir haben uns aber wirklich ... wir haben gearbeitet und wir verstehen uns sehr gut und [...] die Familie meines Mannes ist in Ordnung. [...] Und, aber insgesamt hab ich Arbeit gehabt, ich hab' Geld verdient, habe auch hier immer gearbeitet ... und ... ja, das war eigentlich insgesamt war gut. (...) Ich denke auch, dass ich vielleicht selbstbewusster geworden bin« (Pani Regin a).

Pani Katarzyna blickt ebenfalls mit Stolz auf ihr bisheriges Leben zurück. Vor allem die Entwicklung ihrer vier Kinder erfüllt sie mit Freude, denn diese sind ihr wichtigster Lebensinhalt.

»Ich hab auch immer mal, seit die Kinder da sind, hab ich immer Tagebuch geführt, auf Polnisch und das war sehr schöne Erinnerung, jedes Kleinigkeit, was es neu war, obwohl ich hatte Hände voll zu tun, aber irgendwie abends hab ich mich da gesetzt und paar Worte geschrieben, was ist neues Zahn, äh, erster Schrei, erste Durchschläfen der Nacht von Kinder und das ist so schön, [...] jetzt schreib' ich auch weiter

über mich und über ganze ... das nächste Buch. Und ich schlag' gerne wieder das Erste auf, die erste Haare abschneiden, alles eingeklebt <*Lachen*> das war ... wie ich das gepackt hab', wunder' ich mich jetzt auch, ne. Viel Power und viel Vitalkräfte gehabt. [...] Da muss man schon staunen, was wir bis jetzt geschafft haben« (Pani Katarzyna).

In ihrer Bilanz schwingt jedoch das Gefühl von Zerrissenheit mit, das vor allem von der Streuung ihrer Angehörigen über zwei Staaten herrührt. Verlorenheit empfindet sie auch, wenn es zu Konflikten mit dem deutschen Ehepartner kommt:

»Natürlich, äh, in, in kritischen Sachen, gibt's auch Krise in der Ehe oder, was weiß ich, gibt's Unreimheiten, und dann besint man sich, da kommen die Tränen und sagt man: wofür bist du hierher? Gibt auch, ne, Verzweiflung. Gott sei Dank sind die wenige und vor allem, wenn eben die große Feierlichkeit kommt, Ostern, Weihnachten oder irgendein Geburtstag, und dass man nicht dabei ist und da ist es immer kritisch« (Pani Katarzyna).

Auch Pan Ryszard bilanziert sein Migrationserlebnis nicht ausschließlich positiv. Er brach seine Ausbildung in Polen kurz vor dem Abschluss ab, um zu seiner schwangeren Freundin in die DDR zu ziehen. Dort konnte er seine beruflichen Vorstellungen nicht realisieren und auch seine in Polen begonnene Sportlerkarriere als Fußballer fand keinen Anschluss. Auf der anderen Seite ist er heute Vater von drei Kindern und Hausbesitzer, er hat einen sicheren Arbeitsplatz und genießt einen relativen materiellen Wohlstand. Im Nachhinein sieht er, dass die Migration sein Leben entscheidend beeinflusst hat, sowohl in positiver als auch in negativer Hinsicht: »Prinzipiell bereue ich nichts, also was ich getan hab ... klar, man denkt sich, ach hättest Du damals noch das oder das gemacht. Irgendwie war das der ... war das die Kreuzung, also im ganzen, in meinen Leben, ich konnte da, weiß ich nicht, oder studieren oder, oder ... Fußballer werden. ... Aber ich kann nicht klagen theoretisch« (Pan Ryszard).

Die Erzählungen der Interviewpartner offenbaren jedoch auch Krisen, die durch die Migration ausgelöst wurden: Mehrere Heiratsmigranten beschrieben den schweren Konflikt, in den sie durch die Migrationsentscheidung gerieten, der bei manchen fast zu einem Bruch ihrer Beziehung mit dem deutschen Partner geführt hätte. Die erste Zeit am neuen Wohnort war für die meisten mit einer Phase des Fremdseins verbunden. Bei Besuchen in Polen mussten sie zudem entdecken, dass es auch hier durch den Ablösungsprozess zu einer Entfremdung gekommen war. Die neue Selbst-Verortung braucht Zeit, wie es Pani Marta sehr deutlich schildert:

»Wenn ich in Polen bin, ich weiß, dass ich nicht mehr ganz dazu gehöre. Ich hab den Eindruck, es hat sich so viel in der Zeit verändert in mir, [...] das ist nicht das gleiche wie vorher. Aber in Deutschland bin ich immer noch nicht bei mir. [...] Also, das ist so: ich bin nicht mehr bei mir in Polen und ich bin nicht bei mir in Deutschland. [...] Weil die Perspektive ändert sich sehr, wenn man ins Ausland geht. Man entdeckt viel Neues. Auch... bei sich selbst. Und deshalb kann man nicht wirklich zurückgehen. Und deshalb gehört man also nicht mehr so dazu wie vorher. Aber hier ist man auch immer noch fremd. Weil man ist immer Ausländer. Das ist so« (Pani Marta).

Das Zurücklassen des sozialen Umfeldes in der Heimat und die Konfrontation mit der neuen Umgebung führen dazu, dass alle Koordinaten der eigenen Identität neu bestimmt werden müssen. Bei machen Migranten löst diese Situation Ängste aus. Vor allem jene, die über geringe intellektuelle oder materielle Potenziale verfügen und die ein nur schwach ausgeprägtes soziales Netzwerk haben, können durch die Anpassungsschwierigkeiten in der neuen Umgebung in eine Lebens- und Identitätskrise gestürzt werden. Dies wird am Fall von Pani Małgorzata deutlich, die mit geringem ökonomischem und sozialem Kapital nach Leipzig kam und dort beruflich scheiterte. Das Erleben der eigenen Handlungsunfähigkeit, verbunden mit der Erfahrung des Fremdseins, verursachten bei ihr schwere Depressionen und Heimweh:

»Da hatte sie so richtig extreme Depressionen, Heimweh ... Sehnsucht nach Polen, nach, nach polnischen Menschen. [...] Und der hat auf Deutsch im Fernsehen gesprochen, aber sie hat das auf Polnisch irgendwie aufgenommen. [...] Sie hat immer geträumt über Polen, über das Leben in Polen. [...] Also die Träume, laut Arzt, eigentlich haben sie gerettet. Das war gut für sie. Also dann halt während der Nacht hatte sie sich so quasi isoliert von dem Stress und Probleme und war in ihrem Traum im schönen Polen« (Interview Pani Małgorzata).

Die Analyse bestätigt die in den theoretischen Ausführungen erörterten Zusammenhänge zwischen Migration und Identitätsentwicklung. Sowohl die Krisenhaftigkeit von Migrationsereignissen durch den Verlust vertrauter Lebensräume und Sozialkontakte und das Gefühl der Fremdheit als auch die persönliche Stärkung, die durch die positive Bewältigung der Anpassungsschwierigkeiten erzielt werden kann, konnten nachgezeichnet werden.

Die Ambivalenz multipler sozialer Verortungen

An dieser Stelle soll der Aspekt der multiplen sozialen Verortung nochmals aufgegriffen werden, der bereits im vorhergehenden Kapitel an mehreren Stellen thematisiert worden ist. Hier wird nun vor allem die Ambivalenz multipler Verortungen aufgezeigt, die aus der Tatsache resultieren kann, dass Bindun-

gen zu mehreren Orten bestehen, welche in ihrer Intensität miteinander konkurrieren.

Der Einfluss der geographischen Distanz auf die Intensität (sozial-)räumlicher Verbindungen zeigte sich bereits beim Migrationsziel der Arbeitsmigranten sowie durch die Tatsache, dass die größte Anzahl sekundärer Wohnsitze in den relativ grenznah gelegenen südpolnischen Wojewodschaften Dolnośląskie und Małopolskie anzutreffen ist.⁸ Die reale Distanz zwischen Herkunfts- und gegenwärtigem Wohnort verliert trotz neuester Kommunikationstechnologie und Verkehrsinfrastruktur nicht an Bedeutung, und auch die durch den EU-Beitritt Polens durchlässigere Grenze wird weiterhin als Trennlinie zwischen zwei staatlichen Systemen wahrgenommen, die für das Phänomen der transnationalen Mobilität zum Teil noch keine passenden Verwaltungsformen geschaffen haben. Dies zeigen die bereits weiter oben berichteten Probleme der Arbeitsspendler, die mit ihrem im Ausweis dokumentierten deutschen Wohnsitz einen deutschen Führerschein benötigen oder aber nachweisen müssen, dass sie den deutschen Wohnsitz weniger als sechs Monate im Jahr nutzen.

Die räumliche Distanz und die Kosten und Mühen ihrer Überwindung haben einen klaren Einfluss auf die Besuchshäufigkeit.⁹ Was diese Problematik konkret für die Aufrechterhaltung von Sozialkontakten bedeutet, zeigt das folgende Zitat der Heiratsmigrantin Pani Katarzyna, die sich stets zwischen ihren in Deutschland lebenden Kindern und ihren Eltern und Geschwistern in Polen hin- und her gerissen fühlt:

»Na ja, wissen Sie, äh, Weihnachten ist für mich hier, mit meiner Familie, [...] ich muss sein, wo die Familie da ist. Meine Kinder sind mir wichtiger, ne, meine Mutter ist auch wichtig, aber [...] irgendwann muss man das abschätzen, was würde wichtig sein jetzt, man kann nicht nur an sich denken, sondern an alle insgesamt, ne. Man hat nun die Familie, die man liebt und da möchte auch, dass man da irgendwie zusammen ist, aber gerne würd' ich dort und hier. Genauso bei der Silvester. Silvester wird in Polen so schön gefeiert, [...] Und da sind wir auch öfter mal hin, [...] Aber mit dem Zeit, man ist älter und mein Mann ist auch nicht so, dass wir so weit fahren für die zwei Tagen und das ist eben, hmm, ist bisschen weit, ne. Wenn das näher würde, würde man schon mal« (Pani Katarzyna).

Die quantitative und qualitative Veränderung der Sozialkontakte in der Herkunftsregion macht vor allem jenen Migranten zu schaffen, deren Kernfamilie dort lebt. Alle in der qualitativen Studie interviewten Arbeitsmigranten berichten über die sozialen Probleme, die durch ihre weitgehende Abwesenheit

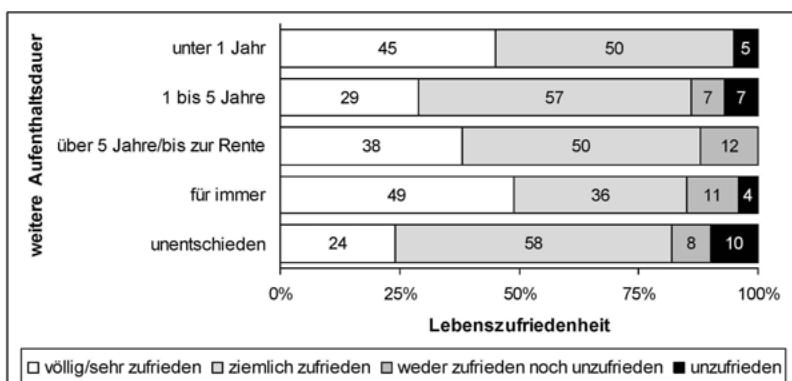
⁸ Vgl. Abb. 22

⁹ Wie es in den qualitativen Interviews mehrfach berichtet und im Auswertungstext dargestellt wurde.

hervorgerufen werden, insbesondere im Bereich der Familie und der Kindererziehung. Die quantitativen Daten stützen ihre Aussagen. Sie zeigen, dass jene Migranten, die in geteilten Haushalten leben, nur eingeschränkt mit ihrer gegenwärtigen Lebenssituation zufrieden sind, vor allem jene, die völlig allein in Leipzig leben.

Auch die unklare Zukunftsperspektive, die mit transnationalen Mobilitätsmustern häufig einhergeht, wirkt sich negativ auf die Lebenszufriedenheit aus. Die Datenanalyse zeigt, dass jene Migranten mit eindeutiger bzw. überschaubarer Aufenthaltperspektive in Deutschland am zufriedensten mit ihrer Lebenssituation sind, während jene mit unklarer Aufenthaltsdauer die stärkste Unzufriedenheit äußern (Abb. 41). Eine Stabilisierung der Lebenssituation, zu der auch eine klare Standortentscheidung gehört, wirkt sich also offensichtlich positiv auf die Lebenszufriedenheit aus.

Abb. 41: Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und Aufenthaltperspektive in Leipzig



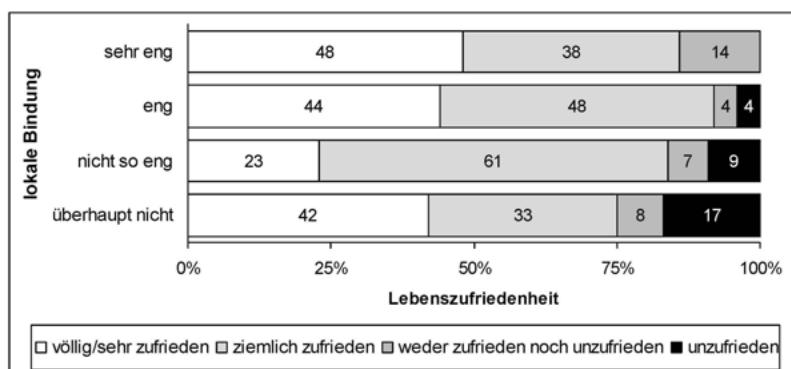
Quelle: eigene Erhebung, n = 155

Während die Schwierigkeit transnationaler *sozialer* Verbindungen vor allem darin besteht, gleichzeitig zwei geographisch entfernte Räume mit sozialem Leben zu füllen, wirkt sich die multiple *räumliche Identifikation* anscheinend stabilisierend auf die Persönlichkeit der Migranten aus. Wie bereits oben erläutert, haben sich vor allem jene Migranten, die aufgrund ihrer binationalen Ehe als dauerhafte Einwanderer gelten müssen, mit ihrer multiplen räumlichen Identität dergestalt arrangiert, dass sie sie in eine innere und eine äußere Heimat unterteilen: Die innere Heimat besteht aus Erinnerungen an den Herkunftsraum der Migranten (*imagined home*), während die äußere Heimat die Bindung an die aktuelle lokale Lebensumgebung darstellt. Beide sind wichtig für die Stabilität ihrer Identitätsmatrix. Die Fähigkeit der Migranten, soziale

und emotionale Beziehungen zu ihrem *neuen* Lebensumfeld aufzubauen, scheint jedoch der entscheidende Faktor für ihre Lebenszufriedenheit zu sein: Die Befragungsdaten zeigen, dass jene, die am Zielort der Migration »angekommen« sind und sich dort heimisch fühlen, eine wesentlich stärkere Lebenszufriedenheit äußern als jene, die weniger Bezüge zu ihrer neuen Lebensumgebung aufbauen konnten (Abb. 42).

Die Ambivalent multipler sozialer Verortungen nährt sich demzufolge im Wesentlichen aus der Ungleichzeitigkeit raum-zeitlicher Bindungen: Während die Rückbesinnung auf das Herkunftsland einerseits wichtig für die Stabilität der Identitätsmatrix ist, erzeugt der (vergebliche) Versuch, soziale Bindungen über die räumliche Distanz hinweg in gleich bleibender Qualität aufrechtzuhalten, Unzufriedenheit und persönlichen Leidensdruck. »Dort und hier« zu sein, wie es Pani Katarzyna ausdrückte, ist aufgrund der räumlichen (und zunehmend auch der sozialen) Distanz nicht möglich, so dass die Sozialkontakte mit Dauer der Abwesenheit vom Herkunftsland zwangsläufig abflachen. Die Etablierung neuer sozialer und emotionaler Bindungen am Ankunftsland ist vor diesem Hintergrund umso wichtiger. Jene Migranten, denen dies aufgrund ihrer begrenzten bzw. unklaren Aufenthaltperspektive nicht oder weniger gut gelingt, leiden unter der beschriebenen Ambivalenz am stärksten.

Abb. 42: Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und räumlicher Bindung an Leipzig



Quelle: eigene Erhebung, n = 152

Sind Migranten die besseren Weltbürger?

Die Wahrnehmung der Migranten verändert sich durch ihre räumliche Bewegung in einen anderen (national)räumlichen Kontext; nicht nur in Bezug auf den Raum, an dem sie nun heimisch werden möchten, sondern auch in der Rückbesinnung auf jenen Raum, den sie verlassen haben. Durch das Weggehen eröffnet sich ihnen die Möglichkeit, bislang als selbstverständlich aufgefasste Meinungen und Verhaltensmuster kritisch zu reflektieren.¹⁰ Diese Fähigkeit, die eigene Position in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Erfahrungswelten neu zu bestimmen und sich mit der eigenen Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit auseinanderzusetzen, wird von Welsch (1999: 201) als Voraussetzung für den Umgang mit gesellschaftlicher Transkulturalität betrachtet. Menschen, die durch ihre Migrationserfahrung mit diesem Rüstzeug versehen sind, scheinen besser geeignet zu sein, sich auf die Widersprüche einer globalisierten Welt einzulassen als jene, die niemals die Notwendigkeit verspürten, ihre eigene Position zu relativieren.

Relationale Wahrnehmungsmuster und ihre Folgen

Die Frage veränderter Wahrnehmungsmuster wurde vor allem in den qualitativen Interviews thematisiert, häufig schnitten die Interviewpartner sogar selbst dieses Thema an. Viele betonten, dass die Erfahrung des Anders-Seins und die Außensicht auf das eigene Land die Sensibilität bezüglich des Umgangs mit Fremden fördert und dass als Konsequenz daraus ein bewusstes Bemühen um die eigene Toleranz entsteht:

»Ich bin ein sehr toleranter Mensch für jeden, aber keine Übertreibung. Ich versuche selber gegen mich zu kämpfen, um nicht so zu sein. Tolerieren, alle. Weil ich weiß, wie unangenehm es ist, wenn jemand nicht toleriert, wenn man einen auf den Deckel kriegt. Für nichts und wieder nichts, wenn man nicht schuldig ist. Deshalb versuche ich den gerechten Weg zu gehen, um korrekt zu sein für alle« (Pan Lukas).

»Man lernt viel, weil man andern Blick kriegt, wenn Sie im Ausland wohnen. Sie sehen manche Dinge anders und ich denke, Sie sind auch toleranter« (Pani Regina).

Einige Migranten werden durch die eigene Ausgrenzungserfahrung motiviert, gegen jegliche Form der Xenophobie vorzugehen und ihr persönliches Umfeld für die Problematik der Stereotypisierung zu sensibilisieren.

10 In den theoretischen Erörterungen wurde dieses Phänomen im Rahmen der Identitätsentwicklung behandelt.

»Und da muss ich sagen, die Meinung der Menschen hier, auch wenn sie jetzt, sich mit jemand treffen, der eigentlich ihre Freund ist oder gute Bekannter, das steckt manchmal in... ich weiß nicht, woher diese Meinung so ist, [...] die denken da nicht nach. Und ich habe schon seit Jahren immer versucht, wenn jemand so, irgendwas sich ausgedrückt hat, wo hat nicht nachgedacht, das so aufzuklären« (Pani Regina).

Ein besonderes Potenzial zur Toleranzerziehung liegt auch in den binationalen Familien, deren Kinder sich von klein auf mit zwei unterschiedlichen Nationalitäten und Kulturen auseinandersetzen müssen und dadurch einen weiteren Horizont gewinnen, als dies vielleicht Altersgenossen tun, die keine direkten Erfahrungen mit anderen Kulturen haben. Diese Hoffnung drückt einer der Migranten bezüglich seines eigenen bikulturell aufwachsenden Sohnes aus:

»Dadurch, dass er so aufgewachsen ist in den zwei Kulturen, ist, wird er [...] auch weiteren Kulturen gegenüber viel, viel offener stehen. [...] Das haben wir ja schon als Kleinkind festgestellt, wenn wir mit ihm irgendwo im Ausland waren, also so ein paar Begriffe aus einer anderen Sprache zu lernen macht ihm nichts aus, und er, er stellt sich nicht so, sagen wir mal so verschlossen. Weil er es gewöhnt ist. [...] man weiß ja nie, wie es dann sich entwickelt, aber er wird schon mehr so'n Weltenbürger sein, ne« (E4).

Viele Interviewpartner sprechen auch über die veränderte Sicht auf ihr Herkunftsland, das sie nunmehr aus einer Beobachter-Perspektive wahrnehmen:

»Ich muss sagen, erst als ich nach, nach Deutschland gekommen bin und nach einer gewissen Zeit, man steht an der Seite und beobachtet jetzt die andere Seite, man hat ein ganz anderes Bild von der eigenen Nation, eigenen Land, man ist mehr kritisch. ... Man nimmt alles mehr überlegt, ja. Wenn man in dem Land lebt, dann lebt man, es ist einfach so. Und hier man versucht vielleicht mehr ... gründlicher zu gehen, mehr zu analysieren, warum das so ist, warum entstanden solche Sachen, wie kann man das ändern« (Pani Joanna).

Die Erfahrung des Lebens in beiden Ländern machte den Migranten die jeweiligen Vorteile bzw. Nachteile besonders bewusst. Sie artikulieren dies sowohl in den qualitativen Interviews als auch in der schriftlichen Befragung, in der in Form von offenen Fragen nach besonders positiven Aspekten des Lebens in Deutschland (im Vergleich zu dem früheren Leben in Polen) gefragt wurde, nach Attributen des früheren Lebens, die im Zielland vermisst werden, sowie nach der persönlichen Zukunftsperspektive im Zusammenhang mit dem EU-Beitritt Polens (vgl. Tab. 29). Viele der Antworten offenbaren die kritische Reflexion der Lebensumstände in Polen wie auch in Deutschland:

Tab. 29: Einstellungen zum Leben in Deutschland, Polen und der EU

Antwortdimension	Anzahl Nennungen
Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Leben in Deutschland?	
Organisiertheit	30
Ordnung	34
Lebensstil, Kultur, Mentalität	34
Lebensstandard	31
ökonomische und soziale Stabilität	22
Ausbildung, Beruf und Karriere	25
Lebensumfeld	28
persönliche Lebenumstände	29
Was vermissen Sie besonders aus Ihrem Leben in Polen?	
Familie, Freunde, Heimat	84
polnische Mentalität	68
polnische Kultur	54
Lebensbedingungen	18
Was erhoffen Sie sich persönlich von dem EU-Beitritt Polens?	
ökonomischer Aufschwung, Verbesserung des Lebensstandards	80
Entwicklung der Zivilgesellschaft	15
Öffnung Polens nach Europa und vice versa	50
Gleichberechtigung und Toleranz	27

Quelle: eigene Erhebung, n = 166

Auffällig ist die große Anzahl an Nennungen der »Deutschen Tugenden«, wie Organisiertheit, Ordnung, Pünktlichkeit, Genauigkeit sowie eine gewisse Transparenz des öffentlichen Handelns, die Einhaltung von Gesetzen und Sicherheit auf den Straßen. Die Befragten heben auch die ökonomische und soziale Stabilität in Deutschland hervor, wie etwa das soziale Netz aus Sozialhilfe, Arbeitslosenversicherung, Gesundheits- und Rentenversicherung, das im Vergleich zu Polen wesentlich stärker ausgeprägt ist. Auch die deutsche

Mentalität oder Lebensart wird gelobt: Sie wird meist charakterisiert als kultiert, offen, tolerant, respektvoll und höflich. Dazu gehört die Toleranz verschiedener Lebensstile ebenso wie die Trennung von Kirche und Staat. Offensichtlich haben manche Migranten das gesellschaftliche Leben im katholisch geprägten Polen im Vergleich zu ihren Erfahrungen in Deutschland als konservativ und einengend in Erinnerung.

Die Rahmenbedingungen des Lebens und der Lebensstandard spielen ebenfalls eine große Rolle bei der positiven Bewertung des Ziellandes, wobei vor allem die finanzielle Sicherheit des Lebens hervorgehoben wird (finanzielle Stabilität, finanzielle Unabhängigkeit sowie angemessene Bezahlung bzw. hohe Löhne). Das in den Augen der Migranten angemessene Verhältnis von Lohn und Lebenshaltungskosten in Deutschland fällt umso stärker ins Gewicht, als in Polen ein Durchschnittsgehalt häufig nur zur Begleichung von Miete und Nebenkosten reicht; zur Deckung aller weiteren Kosten sind zusätzliche Einnahmen notwendig. Trotz der angespannten Lage auf dem ostdeutschen Arbeitsmarkt werden die beruflichen Möglichkeiten in Deutschland ebenfalls hervorgehoben: Neben den besseren beruflichen Perspektiven werden auch Aspekte genannt, die das Arbeitsklima betreffen, wie etwa ein verlässlicher Karriereweg, der Erfolg durch eigene Fähigkeiten – und weniger durch Beziehungen – sowie ein demokratischer und respektvoller Umgang am Arbeitsplatz. Im Hochschulbereich werden größere Entwicklungsmöglichkeiten und Freiheiten hervorgehoben, allen voran die Gebührenfreiheit des Studiums. Auch verschiedene Elemente des Lebensumfeldes in Deutschland finden lobende Erwähnung, besonders die gut ausgebauten und moderne Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur, die Schönheit und Sauberkeit der Städte sowie das Umweltbewusstsein der Deutschen.

Im direkten Vergleich der Lebensführung in Deutschland und in Polen werden aber auch viele positive Aspekte am polnischen Lebensstil hervorgehoben, die in Deutschland nicht in gleichem Ausmaß auftreten. Neben dem Verlust von Familie, Freunden und dem heimatlichen Lebensumfeld wird hier vor allem die polnische Mentalität erwähnt. Dazu gehört Warmherzigkeit, Offenheit und Spontaneität, vor allem in Form von gegenseitigen Besuchen, die nicht umständlich verabredet werden müssen, sowie Geselligkeit und Gastfreundschaft. Auch Selbstlosigkeit oder Mitmenschlichkeit werden in Deutschland vermisst, und die nichtmaterielle Lebenseinstellung in Polen wird gegenüber dem Leben in Deutschland hervorgehoben.

Was erwarten die in Deutschland lebenden Polen von der Erweiterung der EU? Selbst wenn die Frage auf die persönliche Situation der Befragten ausgerichtet war, kamen überwiegend Bemerkungen und Hoffnungen, die die Situation des polnischen Staates und seiner Bevölkerung insgesamt betreffen. Auch diese Antworten offenbaren eine Außensicht der Migranten auf ihr Land. Viele hoffen auf eine Verbesserung der ökonomischen Situation Polens

durch die Integration in den europäischen Wirtschaftsraum, verbunden mit einem Rückgang der Arbeitslosigkeit und einer allgemeinen Verbesserung des Lebensstandards. Einige der Befragten erhoffen sich daraus für sich persönlich Beschäftigungs- oder Investitionsmöglichkeiten in Polen. Die Entwicklung der polnischen Zivilgesellschaft wird mehrfach angesprochen, und auch hier spiegeln die Erwartungen der Migranten ihre in Deutschland gemachten positiven Erfahrungen wider. So erhoffen sie sich eine größere Zivilisiertheit in der polnischen Politik und Verwaltung und einen Rückgang von Korruption und Mauschelei, aber auch eine stärkere Eigenverantwortung der Bürger in Form von Ordnung und der Einhaltung von Gesetzen.

Nicht zuletzt sind mit der EU-Integration Polens viele Hoffnungen verbunden, die das Leben der Migranten direkt beträfen: So werden vor allem Reiseerleichterungen durch die offenen Grenzen und ein Abbau der Formalitäten bezüglich der Mobilität innerhalb Europas erwartet, was bessere Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten für Polen innerhalb der EU nach sich zöge. Auch Gleichberechtigung und Toleranz sind große Themen bei den Befragten. Viele fühlen sich in Deutschland als »Bürger 2. Klasse« und hoffen auf eine Gleichstellung der Polen innerhalb Europas und eine bessere Behandlung von Fremden in Deutschland. Dasselbe wird allerdings auch vom Heimatland erwartet, nämlich die kulturelle Öffnung, ein Abbau der Fremdenfeindlichkeit und die Respektierung anderer Lebensformen. Von einigen Befragten wird auch die gesetzliche Gleichstellung der Polen in Deutschland angemahnt, sowohl was den Zugang zum Arbeitsmarkt betrifft als auch bezüglich administrativer Vorgänge wie z.B. der Anerkennung des polnischen Führerscheins.

Diese Ergebnisse zeigen, dass sich viele Migranten sehr bewusst mit der Situation in Herkunfts- und Ankunftsland auseinandersetzen. Die Migration ermöglicht einen kritischen Blick auf beide Lebenszusammenhänge und sensibilisiert die Migranten für viele Bereiche ihres täglichen Lebens, aber auch für das gesellschaftliche und politische Leben. Vor allem die Erfahrung des Fremdseins bewirkt eine Auseinandersetzung mit der eigenen Einstellung Fremden gegenüber, was bei manchen Migranten zu einem deutlichen Zuwachs an Toleranz und Solidarität führt.

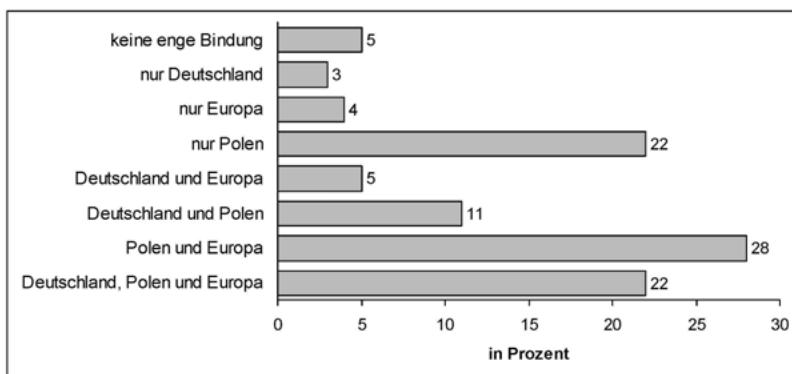
Transnationale Bindungen als »dritter Weg« der Identitätsentwicklung

Neben den positiven Effekten relationaler Wahrnehmungsmuster auf die persönliche Lebenseinstellung von Migranten wird auch der Möglichkeit einer relationalen Identitätsentwicklung große Bedeutung im Rahmen der Konzepte von Transkulturalität und Weltbürgertum beigemessen (vgl. Welsch 1999: 201; Zierhofer 1999: 7). Die Entwicklung multipler Identitäten und Loyalitä-

ten soll hier noch einmal in ihrer Bedeutung für die Herausbildung einer post-nationalen Identität nachgezeichnet werden, wobei das transnationale Konstrukt Europa im Fokus der Betrachtung liegt.

Die Ergebnisse der schriftlichen Erhebung zeigen, dass sich die Mehrheit der Befragten mehreren Raumauschnitten gleichermaßen eng verbunden fühlt (Abb. 43). Insgesamt dominiert die Verbundenheit zu Polen und Europa. Ein Fünftel der Antwortverspürt sogar eine gleichzeitige enge Verbundenheit zu Deutschland, Polen und Europa. Die enge Bindung an das transnationale Konstrukt Europa, die in 59 % aller Nennungen auftaucht, ist besonders bemerkenswert, da diese Raumeinheit ja weder den Herkunfts- noch den Ankunftskontext direkt abbildet.

Abb. 43: (Sehr) enge Verbundenheit mit verschiedenen nationalen und transnationalen Einheiten



Quelle: eigene Erhebung, n = 156

In den qualitativen Interviews wird mehrfach die gemeinsame Zugehörigkeit zu Europa betont und vor diesem Hintergrund auch der EU-Beitritt Polens begrüßt. Pani Joanna beispielsweise äußert ihre durch den vergleichenden Blick auf beide Staaten und Völker gewonnene Erkenntnis, dass sich Deutsche und Polen im Kern sehr ähnlich sind und dass die gegenseitige negative Stereotypisierung auf uralten Vorurteilen beruht: »Aber ich denke Deutsche und Polen sind sehr, haben so viele Ähnlichkeiten und diese ganze Vorurteile, das sind Vorurteile, welche vor Tausenden von Hunderten Jahren entstanden sind und irgendwie, wie ein Märchen ... weiter für die nächste Generation übertragen werden, aber viele von diesen Urteilen, denke ich, haben keine Existenz mehr« (Pani Joanna).

Vor allem in ihrem – historisch bedingten – beschädigten Nationalgefühl seien sich Deutsche und Polen sehr ähnlich. Sie hätten immer mit sich selbst zu tun gehabt, könnten mit ihrem nationalen Empfinden niemals offen umgehen. Das wichtigste zur Aufarbeitung der Vergangenheit und zur weiteren Annäherung sei die Offenheit und das Gespräch. »Die Polen und die Deutsche, die haben eine Ähnlichkeit. Sie haben alle beide als Nationen Ängste. Sie haben Angst, das ist eine Sache. Und Neid oder Eifersucht, das ist die zweite Sache. Und die dritte sind Komplexe. [...] Und ich muss sagen, wenn wir die Geschichte verfolgen, dann haben wir immer zu tun gehabt, mit sich selbst« (Pani Joanna).

Pani Joanna sieht zu dieser Annäherung auch keine Alternativen, denn beide Staaten seien Teile Europas und müssten miteinander auskommen. Sie unterstützt zwar die Pflege der eigenen Sprache, Kultur und der Traditionen, doch nationalistisches Denken sei im zusammenwachsenden Europa haltlos geworden.

»Wir leben alle in Europa und, und jetzt diese, diese, dieses nationales Denken ist für mich auch ... so nicht mehr haltbar. Woran sollen wir, was sollen wir pflegen, das sind eben, das ist die Sprache, das sind die Traditionen, schöne Traditionen. Das ist die schöne Kultur, aber – so, so ein, so ein nationalistisches Denken in diesem Sinne: ich bin Deutsche, ich bin, ich bin stolz, dass ich Deutsche ich bin stolz, dass ich Polin... Was soll denn das« (Pani Joanna).

Die Integration Polens in die Europäische Union ist für Pani Joanna lediglich logische Konsequenz dieser Befunde und ihrer Meinung nach gibt es für Polen auch keine Alternativen, selbst wenn zum Zeitpunkt des Interviews – einige Monate vor Polens EU-Beitritt – die negativen Auswirkungen stark diskutiert wurden. Auch andere Interviewpartner äußern diese Empfindung: »Ich würde sagen, dass ist nur ... Genugtuung, also das ist eigentlich das, was zusammen gehört, also irgendwie muss es auch zusammen sein. Also Polen gehört in die EU oder in die ...ist auch in Europa« (Pan Ryszard).

Die Einlassungen der Migranten zum Thema Europa spiegeln Erkenntnisse aus der Sekundäranalyse wider, welche die starke Bindung Polens an dieses transnationale Konstrukt aus dem spezifischen *nation building* Prozess Polens sowie aus seinen zeitgeschichtlichen Erfahrungen heraus begründeten (vgl. Kapitel 4). Generalisierend kann hier jedoch festgehalten werden, dass multinationale Verbundenheiten, die sich ja auch durch praktische Erfahrungen mit mehreren Sprachen und Kulturen auszeichnen, eine wichtige Voraussetzung zur Bindung an ein transnationales Konstrukt sind, wie es die Europä-

ische Union darstellt. In diesem Sinne besitzen multinationale Verbundenheiten eine zukunftsgestaltende Qualität (vgl. Jonda 2000: 322).¹¹

Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden die Folgen von Migration und transnationalen Verortungen für die gesellschaftliche Inkorporation sowie für die persönliche Lebensbilanz von Migranten untersucht und der Wert der dabei gemachten Erfahrungen im Sinne einer individuellen und gesellschaftlichen Neupositionierung kritisch reflektiert. Die Untersuchung des Inkorporationsverlaufs der Migranten zeigt die starke Abhängigkeit der beruflichen und gesellschaftlichen Integration von politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen einerseits und von den unterschiedlichen Migrationsmotiven und persönlichen Potenzialen andererseits. Der Übergang von der politischen Verfasstheit der DDR zum politischen System der BRD stellte einen sehr deutlichen Systemwechsel dar, der vor allem auf die berufliche Integration der Migranten starke Auswirkungen hatte. Während in der DDR ein chronischer Arbeitskräftemangel herrschte und deshalb auch Migranten mit geringen Sprachkenntnissen schnell integriert wurden, führte der Konkurrenzkampf um das knappe Gut der Arbeit nach der politischen Wende zu einem Bedeutungszuwachs der individuellen Fähigkeiten und der Eigenmotivation der Migranten. Jene Migranten, die mit ökonomischen Motiven nach Deutschland gekommen waren, integrierten sich erfolgreicher in den Arbeitsmarkt als die Migranten, die aus persönlichen Gründen zugewandert waren und die auf die Gegebenheiten des deutschen Arbeitsmarktes nur ungenügend oder gar nicht vorbereitet waren.

Die Bedeutung der politischen Rahmenbedingungen für die soziale und gesellschaftliche Integration der Migranten zeigte sich vor allem durch das unterschiedliche Verhalten der Mehrheitsgesellschaft gegenüber Ausländern sowie in den Möglichkeiten der Einwanderer, sich innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe zu organisieren: Während das offizielle sozialistische Bruderschaftsverhältnis zwischen der DDR und Polen meist eher subtile Formen der staatlichen und gesellschaftlichen Ausgrenzung zeitigte, wurden ausländerfeindliche Regungen während des gesellschaftlichen Umbruchs virulent. Dass sich die Situation für die Polen in Leipzig nach einiger Zeit wieder beruhigte, ist wohl auf mehrere Gründe zurückzuführen: Zum einen richtete sich die allgemeine Ausländerfeindlichkeit nach und nach auf andere Gruppen, die aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes deutlicher als Fremde auffielen, zum anderen verhielt (und verhält) sich die Gruppe der Polen in Leipzig generell

11 Entgegen der gängigen politischen Meinung zu diesem Thema, wo mehrfache nationale Loyalitäten als Integrationshindernis betrachtet werden (vgl. Bade 2002: 338; Belle 1999).

unauffällig, sowohl was ihre räumliche Verteilung angeht als auch hinsichtlich ihrer Betroffenheit von sozialen Problemlagen.

Die »Unsichtbarkeit« dieser ethnischen Gruppe nach außen beruht auf ihrer inneren Heterogenität. Die Untersuchungen zeigen sehr deutlich, dass die Migranten aufgrund ihrer unterschiedlichen Wanderungsmotive, Zuwanderungsphasen und Aufenthaltsperspektiven, ihres Alters und ihrer gesellschaftlichen Stellung kaum Schnittmengen bilden, welche der übergreifenden Organisation einer ethnischen *community* förderlich wären. Stattdessen verteilen sie sich als passive Nutzer auf unterschiedliche Institutionen des transnationalen sozialen Raums und werden kaum selbst aktiv. Es zeigt sich, dass vor allem die dauerhaften Einwanderer, deren persönlichen sozialen Bindungen nach Polen mit der Zeit nachlassen, ein Bedürfnis nach ethnischer Rückbesinnung verspüren und diesem innerhalb einer eigenen ethnischen Organisation nachgehen. Die mangelnde Vielfalt der ethnischen Organisationen in Leipzig ist wohl weniger – wie von Experten vermutet – auf die angebliche Neigung der Polen zum Individualismus zurückzuführen, sondern wird konkret durch die temporäre Aufenthaltsperspektive vieler Migranten bedingt.

Der zweite Teil dieses Kapitels wandte sich der persönlichen Verarbeitung von Migrationsereignissen zu. Es wurde deutlich, dass Migrations- und Integrationsverläufe im Licht der individuellen Motivlagen beurteilt werden müssen, aufgrund derer die Wanderungsentscheidung getroffen wurde: Während für die Arbeitsmigranten die Migrationsbilanz von der erfolgreichen Arbeitsmarkteingliederung abhängt, ist sie für Heiratsmigranten an den Zustand der Partnerbeziehung und des Familienlebens gekoppelt. Die Ausbildungsmigranten schließlich beziehen sich in ihrem Urteil auf ihre persönliche Weiterentwicklung hinsichtlich des Studiums, der Vorbereitung einer Berufskarriere sowie der Ablösung vom Elternhaus. Insgesamt zeigte sich, dass die positive Bewältigung von Migrationserfahrungen einerseits mit guten Integrationserfolgen in sozialer, gesellschaftlicher und beruflichen Hinsicht zusammenhängt, andererseits mit der bewussten Reflexion der Migration und der Auseinandersetzung mit dem Heimatland sowie durch die Integration in ethnische Netzwerke am Zielort der Migration, die das Bedürfnis nach Ausdruck der ethnischen Identität auffangen können.

Die in den theoretischen Ausführungen erörterten Zusammenhänge zwischen Migration und Identitätsentwicklung konnten für die Fallstudie der polnischen Migranten in Leipzig bestätigt werden. Sowohl die Krisenhaftigkeit von Migrationsereignissen durch den Verlust vertrauter Lebensräume und das Gefühl der Fremdheit als auch die persönliche Stärkung, die durch die positive Bewältigung des Migrationsereignisses und der Anpassungsschwierigkeiten erzielt werden kann, konnte nachgezeichnet werden. Es ergab sich eine Ambivalenz hinsichtlich der Folgen transnationaler Verortung für die Persönlichkeitsentwicklung der Migranten. Verschiedene negative Konsequenzen

der räumlichen Distanz zwischen den sozialen Räumen des Herkunfts- und Ankunfts zusammenhangs konnten nachgewiesen werden, wie z.B. die Schwächung sozialer Bindungen im Herkunftsraum und das Gefühl der Zerrissenheit zwischen konfigierenden Bedürfnissen nach sozialer Nähe in beiden Räumen. Auch die unklare Zukunftsperspektive, die transnationalen Biographien häufig inhärent ist, führte zu einer Minderung der allgemeinen Lebenszufriedenheit. Diese Ergebnisse müssen umso mehr betont werden, als die Ansätze zum Transnationalismus und zur transnationalen Migration mehrheitlich die positiven Effekte transnationaler Migrationsbewegungen und der daraus resultierenden multipositionalen Bindungen betonen und die Probleme dieses Lebensentwurfs vielfach außer Acht lassen.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis in diesem Zusammenhang ist die durch die Untersuchung nachgewiesene Bedeutung der verschiedenen räumlichen Bindungen von Migranten, die sich meist in der Beibehaltung der Bindung an den Herkunfts ort sowie in der wachsenden Hinwendung an den Zielort der Migration ausdrückt. Dabei wurde deutlich, dass vor allem die Bindung an den Zielort der Migration unabdingbar für die allgemeine Lebenszufriedenheit ist. Diese lokale Bindung setzt jedoch ein gewisses Maß an sozialer Integration voraus, das gerade die hochmobilen Migranten zum Teil nicht erreichen konnten.

Die letzte Frage, der im Rahmen der Analyse nachgegangen wurde, war die nach der Verwertbarkeit von Migrationserfahrungen. Es zeigte sich, dass die Erfahrung des Anders-Seins im Zielland eine Auseinandersetzung mit der eigenen Einstellung Fremden gegenüber bewirkt und bei manchen Migranten zu einem deutlichen Zuwachs an Toleranz und Solidarität führt. Der kritische Blick auf die Lebenszusammenhänge im Herkunfts- und im Zielland verändert zudem die Perspektive auf das Herkunftsland. Viele Bereiche des alltäglichen Lebens, aber auch übergeordnete politische und gesellschaftliche Zusammenhänge, werden von den Migranten in der vergleichenden Betrachtung neu bewertet. Positionen, die die erlebten Gegebenheiten als garantiert ansehen, werden aufgegeben und ein neues Bewusstsein für politische, gesellschaftliche und soziale Zusammenhänge entwickelt sich. In diesem Sinne ist die Entwicklung relationaler Wahrnehmungsmuster sowohl individuell als auch gesamtgesellschaftlich ein Gewinn.

Die durch Migration entstehenden multiplen Loyalitäten, die sich sowohl lokal als auch national oder transnational ausdrücken können, wurden abschließend an der Beziehung der Migranten zum transnationalen Konstrukt Europa untersucht. Die Bindung zu diesem Konstrukt ist eng, jedoch kann als Ursache nicht allein das Migrationserlebnis angeführt werden, sondern auch der Prozess der polnischen Nationswerdung sowie die Erfahrungen aus der Zeit des Kalten Krieges. Generalisierend kann jedoch festgehalten werden, dass multinationale Verbundenheit, die sich auch durch praktische Erfahrun-

gen mit mehreren Sprachen und Kulturen auszeichnet, eine wichtige Voraussetzung zur Bindung an ein transnationales Konstrukt ist, wie es die Europäische Union darstellt. In diesem Sinne kann die Frage, ob durch Migration ausgelöste multinationale Verbundenheiten eine zukunftsgestaltende Qualität besitzen, bejaht werden.